

## Deutsche in Abuja

Von Hans Christoph Buch | Stand: 14.10.2016 | Lesedauer: 5 Minuten

Surreale Szenen spielen sich ab, wenn Frank-Walter Steinmeier für 24 Stunden Nigeria besucht. Wie ein Raumschiff schwebt die Delegation aus Berlin ein

**M**öchten Sie für nur einen Tag nach Afrika fliegen? Nach Abuja zum Beispiel, in die Hauptstadt Nigerias? Nein danke – wenn, dann für ein, zwei Wochen. Aber falls Sie Bundesaußenminister sind, geht es nicht anders, und Sie müssen ein Zeitfenster nutzen, das sich kurzfristig öffnet zwischen Gesprächen in Teheran und Terminen in Brandenburg. Sie sind nur ein Rädchen in einer gut geölten, fein abgestimmten Maschine, deren Stellschrauben nicht verstellbar sind, denn mit Terroristen kann man verhandeln, mit Protokollbeamten aber nicht.

Beim Abflug wird Ihnen ein mit Bundesadler verziertes Büchlein überreicht, in dem Ihr Besuchsprogramm steht. Hier eine Textprobe: „9 Uhr – Frühstück mit jungen Nigerianerinnen und Nigerianern, Raum Katsina, Zwischengeschoß, Sprache: Englisch. 10.30 Uhr – die jungen Nigerianerinnen und Nigerianer verabschieden sich. Anschließend Sonderprogramm für die Kulturdelegation.“

Die Kulturdelegation, das bin ich, und es macht nichts, wenn das Protokoll mich irrtümlich Peter nennt, denn fortan repräsentiere ich die deutsche Kultur: Hans Peter Buch, wohnhaft in Room 0 – mein Alleinstellungsmerkmal. Während des Fluges sehe ich, gespiegelt in der Kabinentür, die Schulter des Außenministers und seinen hochgekrempelten Ärmel mit Armbanduhr, und bei der Landung werde ich Zeuge, wie leitende Mitarbeiter sich blitzschnell von Pullover- und Jeansträgern in Anzugmenschen verwandeln.

Die in Abuja einschwebende Maschine gleicht dem Raumschiff Enterprise, das auf einem unbekanntem Planeten niedergeht: Seine Insassen werden an der Sicherheitskontrolle vorbei in die VIP-Lounge geschleust, und das fremde Land gleitet wie ein Videofilm an den Fenstern der Fahrzeugkolonne vorbei. Nur ein hupendes Taxi, das vergeblich den Konvoi zu überholen versucht, die Pfützen auf dem Asphalt – in Abuja ist Regenzeit – und der feuchte Wind, der beim Ein- und Aussteigen in den Haaren spielt, sind real.

24 Stunden und ebenso viele Gesprächstermine später ist es nicht möglich, belastbare Aussagen über den Zustand Nigerias zu machen, wohl aber über das kleine Völkchen deutscher Beamter, Politiker und Diplomaten, das den westafrikanischen Staat heimsucht und wie ein Wirbelwind durch die Straßen der

Hauptstadt und die Korridore der Hotels und Ministerien fegt. Man sitzt im Auge des Hurrikans, in einer bunt schillernden Seifenblase, deren gewölbte Haut die Konturen der Außenwelt entstellt und verzerrt wiedergibt. Nur einmal, vor dem Amtssitz des Präsidenten, bricht Realität in die Idylle ein in Gestalt von Maschinenpistolen, die sich auf die Besucher richten: No Nonsense – das Bedrohungsszenario ist echt.

Beim Frühstücksgespräch mit nigerianischen Journalisten wird Tacheles geredet, aber ich bin der Einzige, der sein Brötchen mit Butter beschmiert, die wie die Brötchen aus Deutschland stammt. Zwischen den Wortmeldungen bleibt keine Zeit dazu, und die angesprochenen Themen sind zu ernst, um Frühstückseier zu knacken, während im Nordosten des Landes Kinder verhungern, deren Eltern im Krieg gegen Boko Haram vertrieben oder ermordet wurden. Alle wollen weg von hier, und die Frage, warum junge Nigerianer ihr Leben riskieren beim Exodus durch die Wüste und übers Meer, wird so beantwortet: „Weil es zu Hause keine Jobs und keine Hoffnung mehr gibt – sterben müssen wir sowieso.“

Politische Parteien sind nur Zweckbündnisse, um die Gefolgschaft mit Posten und Privilegien zu belohnen, ethnische Loyalität ist wichtiger als Ideologie, und das Wort Korruption beschreibt die Verhältnisse nur ungenau: Kleptokratie ist angemessener. Der Bundesaußenminister ist ein Meister geduldigen Zuhörens und entschuldigt sich bei der Zivilgesellschaft dafür, dass er mit Regierungsvertretern verhandeln müsse. Das anschließende Treffen der bilateralen Kommission folgt einem eingeübten Ritual: Beide Seiten reden gezielt aneinander vorbei, vom Blatt gelesene Monologe ersetzen den Dialog, und es ist schwer zu sagen, ob und wie die politischen Absichtserklärungen praktisch umgesetzt werden – die Rückführung von Flüchtlingen zum Beispiel.

Aber ich bin meinem Vorsatz untreu geworden, die deutsche Delegation in den Blick zu nehmen, statt den desolaten Zustand Nigerias zu schildern – Ethnologie andersherum, wenn man so will. Die Reise des Bundesaußenministers fällt zeitlich zusammen mit der Tournee der Kanzlerin durch Mali, Niger und Äthiopien, drei afrikanische Staaten, die so gut wie nichts und doch sehr viel miteinander verbindet: bad governance, Klientelwirtschaft und mangelnde Transparenz, an der auch kritische Intellektuelle wie in Nigeria nichts ändern, weil das Problem nicht allein die Regierung ist, sondern hochtrabend ausgedrückt, die politische Kultur.

Nach der Wahl ist vor der Wahl, der Verlierer erkennt den Sieger nicht an, und die Jugend will weg, egal wie und wohin – ich sagte es schon. Genau genommen wollen alle nach Deutschland, das nicht nur wegen seiner sympathischen Fußballer zu den beliebtesten Ländern der Welt gehört, nach – nein, noch vor den USA. Alle lieben die Deutschen, nur sie selbst mögen sich nicht. Die Unverantwortlichkeit der in Afrika Regierenden zeigt sich allein schon daran, dass sie ihren Landsleuten, die in der Wüste verdurstet oder im Mittelmeer ertrunken sind, keine Tränen nachweinen, nicht mal Krokodilstränen. Mehr noch: Sie verachten ihr Volk wie die Oligarchen in Russland, sind froh, ein paar Tausend hungrige Mäuler und lästige Kostgänger losgeworden zu sein, und rühren keinen Finger, um die

Weggegangenen, tot oder lebendig, nach Hause zurückzubringen.

Am Ende der Staatsvisite geht ein Raunen durch die Reihen, als Ex-Landeschef Kurt Beck beim Festakt der von ihm geleiteten Friedrich-Ebert-Stiftung die Bürgerinnen und Bürger Nigerias lobt, die Freiheit und Demokratie erkämpft hätten. Schon die Bezeichnung Bürgerinnen und Bürger sei falsch, flüstert mein Tischnachbar mir zu: Es gibt nur die Masse der Armen, ein paar Superreiche und eine schmale Mittelschicht, die sich mit Kunst und Kultur, Mode und Film über Wasser hält – der Welterfolg der nigerianischen Literatur ist ein Indiz dafür.

***Hans Christoph Buch lebt, wenn er nicht auf Reisen ist, in Berlin. Sein Roman „Elf Arten, das Eis zu brechen“ erschien kürzlich in der Frankfurter Verlagsanstalt.***

© WeltN24 GmbH 2016. Alle Rechte vorbehalten.

Ein Angebot von WELT und N24.

© WeltN24 GmbH

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/158749784>